

Mißvergügte.

Ich will dir sagen einen Schatz, Da sammle du dir einen Schatz. Das ist dein Herz, und da hinein Thu' Silber, Gold und Edelstein.

Wird dir gesagt ein gutes Wort, So laß es nicht im Winde fort; Schließ es hinein in diesen Schrein Und wahre' es drinnen blatt und rein.

Dem Nächsten dann zum Trost und Heil Fang' in den Schatz und gib ihm Theil. Und kommst du selbst in Noth und Pein, Wird dir der Schatz ein Helfer sein.

Im Vaterhaus.

Stütze aus dem Ungarischen von Alexis Benedek.

Ich grüße dich, mein kleines Heimathsdorf, mit frohbewegtem Herzen! Schon sehe ich dein rothes Kirchthurm- Dach aufstücken, schon höre ich die alte Mühle klappern, die grauen Gänse schnattern; und jetzt fahre ich unter lautem Beifallknallen durch die lange Dorfstraße. An allen Thüren und Fenstern erscheinen freundliche Gesichter, die mich mit lautem Zuruf grüßen, und ich finde kein Ende, meinen Bruder zu fragen: „Wer war der Mann mit dem grauen Schnurrbart? Und dieser und der dort? Ist's denn möglich? Das sind die Spielkameraden, mit denen ich auf die Bäume kletterte, um die Eisenreiter zu plündern und Kirchen zu stehlen?“

Da leuchte ich mein Vaterhaus! Aus dem Rauchfang steigt eine dicke Rauchwolke zum Himmel empor und verdrängt die Sonne ganz. Der Pester Dohm kommt heim, für den heute gebraten und gebadet wird! Jetzt hält der Wagen und vor mir steht mein weißhaariger Vater, der mit mir bewegter Stimme zuruft: „Willkommen mein Sohn; daß ich dich noch einmal sehe!“ Und neben ihm steht die Mutter, die mir wortlos weinend an die Brust sinkt.

Doch Mütterchens Wangen sind noch so roth und so frisch, wie die Federrosen, und an des alten Hüfarsen' Händedruck merke ich's wohl, daß er es mit all den jungen Greisen aufnehmen kann, die mit dem Monocle beschnitten, mit gebeugtem Rücken und eingeklinkter Brust, das Pfalter der Großstadt treten. In der Wohnstube ist alles noch, wie es in meiner Kinderzeit gewesen. An der Wand hängt die alte Spieluhr, die um zwei oder drei Stunden zurückbleibt, aber das hört die beiden Aeltern nicht, wenn sie nur das gleichförmige Ticken hören und das heitere Schlagen, das ihnen seit fünfzig Jahren so viele frohe und so viele schwere Stunden verläutelt.

Die Schmelze war feinerzeit die erste Petroleumlampe im Dorfe; jetzt hat der Schwemmer eine bessere, aber die Eltern würden sie um keinen Preis für eine bessere verkaufen, es genügt ihnen, wenn ihr Schein Abends den Tisch beleuchtet, an dem der Vater die Pester Zeitung vorliest, über deren Unglückschronik die arme Mutter bei Thränen verzehrt.

Dort steht der grüne Kachelofen, in dem wir unsere Äpfel gebraten, daneben die mit Tulpen bemalte Truhe und der Schubladkasten, mit dessen raffelten Metallgriffen schon vier Generationen von Kindern gespielt haben.

Während ich, im Zimmer auf und ab gehend, die alten Möbel betrachte und mit dem Vater die neuesten politischen Vorgänge bespreche, deckt die Mutter den Tisch und drückt fast in Thränen aus, als ich ihr sage, daß ich bereits zu Mittag geessen habe.

„Aber wo denn, mein Kind, du warst ja unterwegs?“ „Im Speisewagen, liebe Mutter, während der Fahrt.“

Die alte Frau schlägt die Hände zusammen.

„Speisewagen? Was ist denn das wieder für eine neue Erfindung?“ Während ich ihnen die Einrichtung eines Speisewagens genau erkläre, merke ich auf einmal, daß ich mit vollem Baden laue, und trotzdem ich noch einmal erkläre, nicht mehr weiter zu können, esse ich das lange Menu des Festmahls herunter; aber wer könnte auch den von der Mutter Hand bereiteten Leibergerichten, wer könnte dem Zureden des Vaters widerstehen?

Nach Tische muß ich den Richter spielen. Die Eltern verlagten einander gegenseitig.

„Weißt du, was dein Vater thut, mein Sohn?“ beginnt die Mutter. „Trotzdem die Gicht ihn plagt, geht er auf die feuchten Wiesen hinaus, um die Mäher zu überwaunden, dabei nimmt er ihnen die Sichel aus der Hand und mährt, wie ein Tagelöhner; dann geht er im Sonnenbrand auf die Felder hinaus und schneidet, bindet Garben, daß er sich kaum wieder aufrichten kann, so ist dein Vater.“

„Jetzt ist die Reihe an mir,“ sagt der Vater, „dein Ackerholz ist auch nicht leer. Weißt du, wie sie es macht, mein Sohn? Sie steht früher auf als die Kuhmagd und geht vom Stall in die Mischkammer, von der Mischkammer in den Hühnerhof, vom Hühnerhof in die Küche; — keine Magd kann ihr's recht machen, sie thut und thät, ja, sie kneiet fogar das Brod noch selbst, und Abends, wenn sie schlafen sollte, spinnt sie, trotzdem der Arzt ihr das streng verboten hat.“

„Da bleibt nichts anderes übrig,“

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

3. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 2. September 1904 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 1.

Das Cabinet Napoleons.

Von W. Turner - Lembcke.

Hundert Jahre sind es jetzt her, da sich die kleine Geschichte zutrug, die hier erzählt werden soll und die beweist, daß Napoleon I. auch den Regungen des Wohlwollens zugänglich war. Napoleon hatte schon damals, als sein Geheimsekretär Bourrienne noch sein volles Vertrauen besaß, den Wunsch geäußert, einen jungen Mann in seinen persönlichen Dienst zu nehmen, der ein flotter Arbeiter, dabei verschwiegen und fähig wäre, seinem Sekretär zu helfen. Eines Tages sprach Napoleon mit seinem Bruder Joseph über die Sache und fragte ihn schließlich direkt, ob er denn Niemand für den Posten wisse. Er brauche aber einen Menschen, der flott arbeiten könne und kein Schwärmer sei.

„Hm! Im Augenblick weiß ich keinen! Oder halt! Doch! Ich habe da in Morfontaine einen jungen Menschen, der meine Bibliothek ordnet. Ich selbst kenne ihn allerdings nur oberflächlich; aber er schien mir sehr verständig zu sein und nebenbei gründliche Kenntnisse zu besitzen. Er ist still und bescheiden und schreibt eine vortreffliche Hand.“

„Ein noch junger Mann? — Wie heißt er?“ „Ich habe den Namen vergessen.“ „Nicht nichts! Ich werde ihn gleich holen lassen.“

Napoleon sprach mit Duroc, seinem ersten Adjutanten. Ein Offizier der Gviden ward beordert, augenblicklich mit einem Wagen nach Morfontaine zu fahren und einen jungen Mann zu holen, dessen Name nicht genannt wird. Der junge Mann sei in der Bibliothek im Schlosse angestellt.

Der Offizier meinte natürlich, daß es sich um eine geheime Verhaftung handelte. Er nahm daher eine Eskorte mit, gelangte in rasender Eile nach Morfontaine und entführte den erscheinenden Bibliothekar, ohne ihm irgend eine Aufklärung zu geben. Unterwegs besuchte er ihn wie einen Gefangenen. In Paris angelangt, erstattete der Offizier über den Vollzug seiner Sendung Bericht.

„Gut!“ antwortete Napoleon. „Führen Sie den jungen Mann in Bourriennes Cabinet.“ Dieser, erfreut darüber, daß sein Wunsch so schnell erfüllt war, schob dem Ankommling sofort einen Haufen Arbeit zu und freute sich im Stillen über den eifrigen Fleiß seiner neuen Hilfskraft.

Gegen Abend aber sank der junge Mann, der unaufhörlich und scheinbar unermüdbar gearbeitet hatte, auf einmal vor Entkräftung um.

Bourrienne selbst sprang ihm zu Hilfe und fragte theilnehmend, ob ihm unwohl geworden sei.

„Vor Hunger — ja!“ ächzte der arme Mensch.

„Wie? Sie haben Hunger?“ „Gewiß! Und das ist doch auch nur menschlich natürlich! Als man mich heute Morgen abholte, hatte ich noch nicht gegessen! Und — und Mittag habe ich hier doch auch nicht bekommen!“

Bourrienne mußte unwillkürlich lachen.

„Ja, aber — mein Gott, warum haben Sie das nicht gesagt?“

„D, das habe ich doch nicht wagen dürfen!“ war die schlichte Antwort. Natürlich beehrte Bourrienne sich nun nach Möglichkeit, seinem jungen Mitarbeiter alles geben, zu lassen, wonach die arme, hungerige Seele Begehrt tragen konnte.

Auch dem Kaiser erzählte er, halb lächelnd und halb bedauernd, von diesem hübschen Zug entfangungsvoller Pflichttreue.

Und Napoleon nickte befriedigt. Solche Leute konnte er brauchen. Dann und wann sprach Napoleon mit seinem Schützling, und nachdem er dabei herausgefunden, daß er gute, leicht zu entwickelnde Anlagen besaß, gewann er eine gewisse freundliche Zuneigung zu dem Jüngling.

Als dann Bourrienne, aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, aus dem Staatsdienst scheidete, ernannte Napoleon seinen Schützling zu dessen Nachfolger.

Dieser junge Mann war Herr von Renneval.

So ehrenvoll dieses vielkneidete Amt eines Cabinets-Sekretärs des Kaisers auch sein mochte, so anstrengend und mühsam war es auch.

Tag und Nacht dem Herrscher zur Verfügung stehend, mußte er sich so gar eine gewisse persönliche Freiheitsberaubung gefallen lassen; denn nur selten gelangte der Monarch, daß einer seiner Sekretäre sich entfernen durfte.

Das Cabinet Napoleons.

Von W. Turner - Lembcke.

Hundert Jahre sind es jetzt her, da sich die kleine Geschichte zutrug, die hier erzählt werden soll und die beweist, daß Napoleon I. auch den Regungen des Wohlwollens zugänglich war. Napoleon hatte schon damals, als sein Geheimsekretär Bourrienne noch sein volles Vertrauen besaß, den Wunsch geäußert, einen jungen Mann in seinen persönlichen Dienst zu nehmen, der ein flotter Arbeiter, dabei verschwiegen und fähig wäre, seinem Sekretär zu helfen. Eines Tages sprach Napoleon mit seinem Bruder Joseph über die Sache und fragte ihn schließlich direkt, ob er denn Niemand für den Posten wisse. Er brauche aber einen Menschen, der flott arbeiten könne und kein Schwärmer sei.

„Hm! Im Augenblick weiß ich keinen! Oder halt! Doch! Ich habe da in Morfontaine einen jungen Menschen, der meine Bibliothek ordnet. Ich selbst kenne ihn allerdings nur oberflächlich; aber er schien mir sehr verständig zu sein und nebenbei gründliche Kenntnisse zu besitzen. Er ist still und bescheiden und schreibt eine vortreffliche Hand.“

„Ein noch junger Mann? — Wie heißt er?“ „Ich habe den Namen vergessen.“ „Nicht nichts! Ich werde ihn gleich holen lassen.“

Napoleon sprach mit Duroc, seinem ersten Adjutanten. Ein Offizier der Gviden ward beordert, augenblicklich mit einem Wagen nach Morfontaine zu fahren und einen jungen Mann zu holen, dessen Name nicht genannt wird. Der junge Mann sei in der Bibliothek im Schlosse angestellt.

Der Offizier meinte natürlich, daß es sich um eine geheime Verhaftung handelte. Er nahm daher eine Eskorte mit, gelangte in rasender Eile nach Morfontaine und entführte den erscheinenden Bibliothekar, ohne ihm irgend eine Aufklärung zu geben. Unterwegs besuchte er ihn wie einen Gefangenen. In Paris angelangt, erstattete der Offizier über den Vollzug seiner Sendung Bericht.

„Gut!“ antwortete Napoleon. „Führen Sie den jungen Mann in Bourriennes Cabinet.“ Dieser, erfreut darüber, daß sein Wunsch so schnell erfüllt war, schob dem Ankommling sofort einen Haufen Arbeit zu und freute sich im Stillen über den eifrigen Fleiß seiner neuen Hilfskraft.

Gegen Abend aber sank der junge Mann, der unaufhörlich und scheinbar unermüdbar gearbeitet hatte, auf einmal vor Entkräftung um.

Bourrienne selbst sprang ihm zu Hilfe und fragte theilnehmend, ob ihm unwohl geworden sei.

„Vor Hunger — ja!“ ächzte der arme Mensch.

„Wie? Sie haben Hunger?“ „Gewiß! Und das ist doch auch nur menschlich natürlich! Als man mich heute Morgen abholte, hatte ich noch nicht gegessen! Und — und Mittag habe ich hier doch auch nicht bekommen!“

Bourrienne mußte unwillkürlich lachen.

„Ja, aber — mein Gott, warum haben Sie das nicht gesagt?“

„D, das habe ich doch nicht wagen dürfen!“ war die schlichte Antwort. Natürlich beehrte Bourrienne sich nun nach Möglichkeit, seinem jungen Mitarbeiter alles geben, zu lassen, wonach die arme, hungerige Seele Begehrt tragen konnte.

Auch dem Kaiser erzählte er, halb lächelnd und halb bedauernd, von diesem hübschen Zug entfangungsvoller Pflichttreue.

Und Napoleon nickte befriedigt. Solche Leute konnte er brauchen. Dann und wann sprach Napoleon mit seinem Schützling, und nachdem er dabei herausgefunden, daß er gute, leicht zu entwickelnde Anlagen besaß, gewann er eine gewisse freundliche Zuneigung zu dem Jüngling.

Als dann Bourrienne, aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, aus dem Staatsdienst scheidete, ernannte Napoleon seinen Schützling zu dessen Nachfolger.

Dieser junge Mann war Herr von Renneval.

So ehrenvoll dieses vielkneidete Amt eines Cabinets-Sekretärs des Kaisers auch sein mochte, so anstrengend und mühsam war es auch.

Tag und Nacht dem Herrscher zur Verfügung stehend, mußte er sich so gar eine gewisse persönliche Freiheitsberaubung gefallen lassen; denn nur selten gelangte der Monarch, daß einer seiner Sekretäre sich entfernen durfte.

et und begab sich in sein Kabinet, wo jeder auf dem Posten sein mußte, um sofort von ihm Arbeiten entgegenzunehmen.

Drei Tische standen in dem großen Raum: ein sehr kostbarer für den Kaiser selbst, den früher Ludwig XIV. bemalt haben sollte, und zwei andere, zu beiden Seiten des Fensters. Aber nur an dem einen konnte gearbeitet werden, denn der andere war vollgepackt mit allerhand Nachschlagebüchern, Papieren und Karten.

Der Sekretär, der an dem kleinen Tisch rechts arbeitete, sah so, daß er nur ein wenig den Kopf zu wenden brauchte, um den Kaiser zu sehen, wenn dieser ihm irgend einen Befehl erteilte.

Der andere, der sich in einem kleinen Raum nebenan befand, kam nie in das Kabinet, wenn der Kaiser dort war, außer wenn dieser ihm spezielle Befehle diktiert wollte.

Als Napoleon sich 1804 zum Kaiser ernennen lassen, war in seinem Kabinet die Arbeit unterdessen so angestiegen, daß es für eine n unmöglich geworden war, sie zu bewältigen. Es wurden daher noch zwei junge Leute, der vorher erwähnte P... und Herr von M..., angeheilt. Da sie fleißig und pünktlich waren, so war ihnen der Kaiser wohlgenommen. Sie wohnten im Palais, wo sie auch beständig wurden; außerdem bezog jeder ein festes Gehalt von 8000 Fr. jährlich.

Das wäre jedenfalls, bei allen Nebenleistungen, sehr reichlich zu nennen gewesen, wenn die Herren verstanden hätten, vernünftig zu wirtschaften. Das war aber nicht der Fall. Ebenso pünktlich wie bei der Arbeit waren sie auch zu Vergnügungen bereit, so daß dann am Anfang des zweiten Vierteljahrs gemächlich das ganze Jahres-einkommen schon verjübelt war.

Besonders P. hatte immer so viel Schulden und seine Gläubiger wurden so ungestill, daß der arme Junge nicht mehr aus noch ein wußte.

Seine Stellung war unsehbar verloren, wenn seine Lage zur Kenntniß des Kaisers kam.

Nachdem er ganze Nächte lang über stets ausichtslose Hilfsquellen nachgedrückt, hatte er, wie es nur natürlich erscheinen kann, in der angestrengtesten Arbeit die peinlichsten Gedanken zu verschleudern verlernt.

Schon um fünf Uhr Morgens begab er sich in das Kabinet des Kaisers, weil er zu so früher Stunde sicher sein konnte, keinem seiner Gläubiger zu begegnen.

Indem er hier die Tagesarbeit vorbereitete, prüft er, in dem Glauben, ganz ungehörig zu sein, die Arie aus Wanglins damals sehr beliebter Romanze: „Es ist ja spät!“ laut vor sich hin.

Napoleon, der, auch schon munter, sich gerade in sein gewohntes Bad begab wollte, lehrte sofort um, als er so früh in dem kleinen Kabinet pfeifen hörte.

Leise öffnete er die Thür.

„Ah! Schon hier?“ sagte er mit verquälter Miene, P... erkennend. „Das ist ja munterhaft! Menneval muß mit Ihnen zufrieden sein. Wie viel Besoldung erhalten Sie?“

„Achttausend Franc! Und wenn ich die Ehre habe, Euer Majestät auf Reisen zu begleiten, bekomme ich Vergütung.“

„Das ist in Ihrem Alter recht artig. Vorkis und Tisch, glaube ich, erhalten Sie auch?“

„Ja, Sire!“

„Dann nimmt es mich allerdings nicht Wunder, daß Sie pfeifen und singen, denn Sie müssen zufrieden sein!“

„Ach, Sire! Ich sollte es sein! Aber ich bin es nicht!“

„Und warum nicht?“

„Weil jubel Engländer hinter mir sind! Und dann: ich habe einen alten, fast blinden Vater, eine Mutter und eine unverheiratete Schwester zu ernähren.“

„Dann thun Sie aber nichts weiter, als was ein guter Sohn thun muß. Was wollen Sie denn aber mit den Engländern sagen? Haben Sie wirklich einige von diesen Leuten zufällig zu ernähren?“

„Nein, Sire! Das sind die Leute, welche mir Geld geliehen haben, als ich teins hatte. Ich habe es noch nicht zurückzahlen können. Jeder, der heutzutage Schulden hat, nennt seine Gläubiger „Engländer!“

einen strengen Blick auf P... geworfen, mit deutlicher Absichtlichkeit: „In einer Stunde, mein Herr!“

Dann ging er wieder in sein Schlafzimmer.

Der arme Junge war so verzweifelt, daß er fest entschlossen war, sich das Leben zu nehmen.

Zum Glück betrat in diesem Augenblick sein Colleague das Kabinet, dem es nicht ohne Mühe schließlich gelang, den aufgeregten wenigstens so weit zu beruhigen, daß er sich entschloß, den Lauf der Dinge erst abzuwarten.

Es war aber kaum eine Stunde vergangen, als der persönliche Adjutant Napoleons, General Lemarrois, erschien und dem jungen Mann mit den Worten: „Vom Kaiser!“ einen veriegelten Brief übergab.

P... war nicht im Stande, ihn zu öffnen.

Er übergab ihn M..., der Folgendes las:

„Ich wollte Sie aus meinem Kabinet fortfordern, denn Sie haben es verdient; aber ich habe an Ihren alten, blinden Vater gedacht, von dem Sie zu mir gesprochen, an Ihre Mutter, an Ihre junge Schwester, und ich habe Ihnen verziehen. Und da Sie es hauptsächlich sind, welche durch Ihre unverständige Aufführung würden leiden müssen, so schide ich Ihnen, nebst einem Urlaub (aber nur für heute!) eine Anweisung von 12,000 Fr., welche (Sire) Sie gleich, Ihnen gleich zu bezahlen. Entledigen Sie sich mit dieser Summe aller der Engländer, die Sie quälen, und betragen Sie sich so, daß Sie nicht wieder in ihre Klauen fallen; denn dann werde ich Sie ganz unsehbar hängen lassen. Fahren Sie übrigens fort, so wie bisher zu arbeiten, und ich werde alles vergessen. Auf Wiedersehen bis morgen!“

Eine theuere Violine.

Es dürfte bisher kaum vorgekommen sein, daß ein Stradivarius von Straßenmusikanten gespielt wurde, und trotzdem ist dieser Fall als erwiesen anzusehen. In den Geschäftsräumen von Puttli & Simpson in London wurde die kostbare Violine gefeuert zu 700 Pfd. Sterling verkauft, und ihr gleichzeitig das Zeugniß ausgestellt, daß sie wahrscheinlich im Jahre 1728 oder 1729 von Antonius Stradivarius angefertigt wurde. Die Geschichte der Violine klingt fast wie ein Roman. Vor ungefähr 30 Jahren versuchte der Diener eines „Gentleman“ das alte Instrument in einem Musikinstrumentenladen gegen eine Cornetina umzutauschen, aber der Inhaber des Geschäftes erkannte nicht den Schatz, der ihm hier so billig geboten wurde. Der Diener verkaufte das Instrument bald darauf an einen Straßengeigenpieler, der etwas von dem Werthe der Geige gehabt haben muß, denn sonst hätte er sicherlich nicht die für seine Verhältnisse noch hoch zu nennende Summe von 25 Schilling dafür bezahlt. Nachdem er die alte Geige gründlich repariert hatte, bezugte er sie auf den Straßen und Plätzen. Schließlich fand sich ein Herr, der ihm 25 Pfd. St. dafür zahlte. Dieser Herr verkaufte sie weiter für 80 Pfd. St., und dieser Tage erzielte ihr letzter Besitzer, ein Mr. Turner, wie schon gesagt, den hohen Preis von 700 Pfd. Sterling.

Im Wirtshaus.

Friedel: „Da schau her, Michel! Da siehst's, daß ich wieder so a Maselzidlotter a neue Krankheit entbedt hat.“

Michel: „Ja siehst, Friedel, a bissef was müß'n f' doch halt a thun, und da f' loa alte Krankheit aus der Welt schaffen könn'n, entbed'n f' eben a neue.“

Kennzeichen.

„Der alte Wittwer Müller scheint wieder auf Freiersfüßen zu gehen!“

„Woraus schließt Du das?“

„Er setzt sein Tandem wieder in Stand!“

Die Hauptfrage.

„Wird Ihr Töchterchen bald Klavierpielen lernen, Herr Wamperl?“

„Natürlich; sobald ihre Beine so lang sind, daß sie das Pedal erreichen kann.“

Der kleine Kritiker.

Mutter: „Mit dem Robert spielt Du mir nicht mehr, der Junge ist böse artig.“

Fritz: „Aber Mama, das giebt's doch nicht, entweder man ist böse, oder man ist artig, aber beides zusammen kann man doch nicht sein.“

Unbeachtlich.

Herr: „Fahren Sie mich in drei Minuten nach dem Grand Central-Bahnhof; dann gebe ich Ihnen fünf Dollars!“

Droschkentulfscher: „Lieber Herr, mit mir können Sie ja alles machen, aber mein Pferd läßt sich nicht bestechen.“

Ein Schlantowf.

Gast: „Aber Herr Wirth, Sie haben ja hier eine Paute stehen!“

Wirth: „Ja, sehen Sie, früher stand hier ein Klavier, da haben nun manche Gäste wie verrückt darauf herumgepaute, nun habe ich eine Paute hinstellt, vielleicht spielt Jemand darauf Klavier.“

Ein Aufmerksamkeitsbüchlein.

A.: „Was sind denn Herrn Müllers keine sechs Kinder? Sind sie out verkorft?“

B.: „Und wie! Die eine Tochter ist Professor, die andere Amtsrichter und die dritte Doktor der Medizin. Von den Söhnen leitet einer ein Atelier für Damenkleiderei, der zweite ist Koch und der dritte hat eine Dampfwaschanstalt.“

handelt es sich um einen alten Zauber, der sich gegen das Mädchen richtete, dessen Name auf dem Briefumschlag stand. Man glaubt, daß ein abgewiesener Liebhaber des Mädchens der Urheber des „Zaubers“ ist.

Chinesische Anatomie.

Von der Anatomie des menschlichen Körpers haben die chinesischen Aerzte höchst seltsame Begriffe. Ueber dieses grundlegende Gebiet der gesammten Medizin unterrichten sie sich hauptsächlich aus einem Werke, das den Titel „Keijing“ führt und dessen Verfasser Huang-ti 2697 bis 2597 vor Christi Geburt gelebt haben soll. Nach dem Glauben chinesischer Aerzte liegt das menschliche Herz an der Stelle, die unserer Kenntniß nach der Magen einnimmt. Ihrer Ansicht nach bildet sich im Hintertopfe die Galle und strömt von dort aus durch den Körper. Sie behaupten, daß der Mensch 365 Knochen besitzt, die den 365 Tagen des Jahres entsprechen; daß der Mann 12 Rippen, das Weib deren aber 14 hat, daß der Schädel des Mannes aus acht Theilen zusammengefaßt ist, der des Weibes aber nur aus sechs. 22 Theile des menschlichen Körpers halten sie für wichtig, im Gegenfatz zu 56 anderen, die ihnen als weniger wichtig gelten, und großen Nachdruck legen sie darauf, daß diese „wichtigen Theile“ mit der gehörigen Sorgfalt behandelt werden. Europäische Aerzte haben von ihren chinesischen Kollegen keine hohe Meinung, doch bezugen Missionäre und andere Leute, die lange in China gelebt haben, daß es dort Aerzte giebt, die bewundernswürdige Heilerfolge erzielt haben. Diese Erfolge mögen wohl auf ihrer genauen Kenntniß derjenigen Pflanzen und Kräuter beruhen, die dem menschlichen Organismus zuträglich sind, und diese mögen sie durch jahrhundertlange Beobachtung und Erfahrung erworben haben, von Anatomie und Physiologie in unserem Sinne hat man aber dort keine Ahnung.

Japanische Anzeigen.

Eine Anzahl japanischer Geschäftsanzeigen theilt das Pariser „Journal“ mit; alle zeichnen sich durch bilderreichen Stil aus. Ein Waarenhaus annouciert: „Unsere Waaren werden mit der Schnelligkeit eines Kanonenschusses versandt.“ Ober: „Unsere Seidenwaaren sind so zart, wie die Wangen eines hübschen Mädchens, so buntfarbig, wie der Regenbogen.“ Man findet ferner Waaren, die so „lieblich sind, wie der Gesang einer Jungfrau“, Papier, so fest wie Gledhantenbaum, u. s. w. Ein Geschäft zeigt an, daß es keine Paute so fest und sorgfältig verpackt, „wie die junge Gattin die Koffer ihres vertriebenen Gatten verschmürt“. Mehr kann man nicht verlangen.

Im Wirtshaus.

Friedel: „Da schau her, Michel! Da siehst's, daß ich wieder so a Maselzidlotter a neue Krankheit entbedt hat.“

Michel: „Ja siehst, Friedel, a bissef was müß'n f' doch halt a thun, und da f' loa alte Krankheit aus der Welt schaffen könn'n, entbed'n f' eben a neue.“

Kennzeichen.

„Der alte Wittwer Müller scheint wieder auf Freiersfüßen zu gehen!“

„Woraus schließt Du das?“

„Er setzt sein Tandem wieder in Stand!“

Die Hauptfrage.

„Wird Ihr Töchterchen bald Klavierpielen lernen, Herr Wamperl?“

„Natürlich; sobald ihre Beine so lang sind, daß sie das Pedal erreichen kann.“

Der kleine Kritiker.

Mutter: „Mit dem Robert spielt Du mir nicht mehr, der Junge ist böse artig.“

Fritz: „Aber Mama, das giebt's doch nicht, entweder man ist böse, oder man ist artig, aber beides zusammen kann man doch nicht sein.“

Unbeachtlich.

Herr: „Fahren Sie mich in drei Minuten nach dem Grand Central-Bahnhof; dann gebe ich Ihnen fünf Dollars!“

Droschkentulfscher: „Lieber Herr, mit mir können Sie ja alles machen, aber mein Pferd läßt sich nicht bestechen.“

Ein Schlantowf.

Gast: „Aber Herr Wirth, Sie haben ja hier eine Paute stehen!“

Wirth: „Ja, sehen Sie, früher stand hier ein Klavier, da haben nun manche Gäste wie verrückt darauf herumgepaute, nun habe ich eine Paute hinstellt, vielleicht spielt Jemand darauf Klavier.“

Ein Aufmerksamkeitsbüchlein.

A.: „Was sind denn Herrn Müllers keine sechs Kinder? Sind sie out verkorft?“

B.: „Und wie! Die eine Tochter ist Professor, die andere Amtsrichter und die dritte Doktor der Medizin. Von den Söhnen leitet einer ein Atelier für Damenkleiderei, der zweite ist Koch und der dritte hat eine Dampfwaschanstalt.“